



Die Hochzeitsnacht als Anfang vom Ende eines Liebestraums – geträumt von Elsa (Elisabeth Teige) und zu absolut verstanden von Lohengrin (Martin Muehle).

Bilder Iko Freese

Eine mystische Bettgeschichte

OPER Richard Wagners «Lohengrin» hat eine blau-silberne Tradition. Am Theater St. Gallen weht romantische Luft im Vorhang, die Szene aber sucht mit dem grossartigen Ensemble auch nach neuen Bildern und Sichtweisen.

«Lohengrin» ist Richard Wagners beliebteste Oper, und nichts von ihm ist bekannter als der Brautchor beziehungsweise Hochzeitsmarsch aus dieser Oper, die eben Oper ist, genauer «romantische Oper», wie der Komponist das Werk selber charakterisiert hat. Es erzählt eine Geschichte voller Märchenglanz und -tiefsinn wie die «Zauberflöte», wobei Mozart die Liebe noch siegen lässt, während sie bei Wagner im Widerspruch zwischen absolutem Anspruch und Menschlichkeit scheitert. Sein Schwanenritter aus der transzendenten Welt, der Elsa vor der falschen Anklage der intriganten Gegenspieler um die Macht im mittelalterlichen Herzogtum Brabant rettet, muss wieder verschwinden: Elsa konnte es in der viel bewitzelten Szene der Hochzeitsnacht eben doch nicht lassen, ihren Angetrauten nach Namen und Herkunft zu fragen.

Ein strahlend sanfter Held

«In fernen Landen, unnahbar euren Schritten...»: In der Schlusszene offenbart sich Lohengrin in der «Grals Erzählung» – Höhepunkt einer äusserst herausfordernden Partie und ein hypnotischer Moment der St. Galler Inszenierung mit dem deutsch-brasilianischen Tenor Martin Muehle. Dieser verleiht dem Helden allen stimmlichen Glanz, aber auch die weiche Phrasierung und die Verklärung im Mezzavoce eines sanften, um nicht zu sagen wehleidigen Ritters. Dessen Sendungsbewusstsein hat ja seine irritierende Seite, die Absolutheit, die dieser Traummann verkörpert, ist auch kalte Egozentrik.

Als die Träumerin sieht die St. Galler Inszenierung Elsa, und so liegt sie fast Szene für Szene in ihrem Bett, schlafend, träumend, aufhorchend, zurücksinkend. Das Bett, Hauptrequisit selbst-

verständlich der Hochzeitsnacht, zeigt sich – ein toter Schwan liegt darin – schon zum Vorspiel auf der schrägen Rampe. Es dominiert dann über die drei Akte die ästhetisch effektvolle, blausilberne Oper, wie der Komponist das Werk selber charakterisiert hat. Es erzählt eine Geschichte voller Märchenglanz und -tiefsinn wie die «Zauberflöte», wobei Mozart die Liebe noch siegen lässt, während sie bei Wagner im Widerspruch zwischen absolutem Anspruch und Menschlichkeit scheitert. Sein Schwanenritter aus der transzendenten Welt, der Elsa vor der falschen Anklage der intriganten Gegenspieler um die Macht im mittelalterlichen Herzogtum Brabant rettet, muss wieder verschwinden: Elsa konnte es in der viel bewitzelten Szene der Hochzeitsnacht eben doch nicht lassen, ihren Angetrauten nach Namen und Herkunft zu fragen.

Verpupptes Wesen

«Die Oper müsste eigentlich «Elsa» heissen», meint der Regisseur Vincent Boussard, und wenn die Absicht war, sie als männliche Projektion, Wunschbild des passiven, gleichsam verpuppten

weiblichen Wesens kenntlich zu machen, so hat er diese Elsa zwar manchmal forciert, aber auch adäquat in Szene gesetzt.

Auch ist da eine grossartige Interpretin für diese Traum-Figur: Die Norwegerin Elisabeth Teige verfügt über eine feinste und kraftvollste *Messa di Voce* für den ekstatisch visionären Charakter dieser Heldin. Sie blüht aber auch glühend auf («es gibt ein Glück, das ohne Reu») in der Selbstbehauptung im Dialog mit Ortrud und ist dramatischer Impuls in der Szene mit Lohengrin. Kein Zweifel, dass ihre Frage aus dem Innersten notwendig ist und als emanzipatorischer Akt verstanden werden kann.

Ans Bett gefesselt

Und so erweist sich denn das Bett als im wörtlichen wie übertragenen Sinn auch als ein zu enger Spielraum für die Figur. Dass ihr Verhalten vor dem Gericht auch eine Protesthaltung gegen die korrupte Wirklichkeit bedeuten könnte, ist nicht zu erkennen, und wenn sie auch am Schluss

«Das «süsse Weib» zu finden, ist der Traum eines verunsicherten Machos.»

Vincent Boussard, Regisseur

verschleiert dasteht, scheint sie Boussards Bemerkung, Elsa sei die einzige Figur, die hier eine Entwicklung durchgemacht habe, geradezu zu widersprechen.

Viel Raum für das böse Spiel

Den ganzen Raum können die Gegenspieler einnehmen, Ortrud, die hexenhafte Intrigantin, und Telramund, der von ihr angestachelte Partner. Mit Elena Pankratova und Simon Neal ist dieses Macbeth-Paar ungemein stimmstark besetzt, und das Böse hat Auslauf: Er eifert beeindruckend sogar auf dem Balkon im Zuschauerraum, sie beweist ihre Überlegenheit mit kontrollierter Klanggebung und gibt sich im umsichtigen Abschreiten der Bühne faszinierend schillernd als Dame von Welt.

Mit dem Protagonistenquartett präsentiert St. Gallen ein Wagner-Ensemble der ersten Liga, und auch die weiteren Figuren sind mit Steven Humes (Heinrich der Vogler) und Jordan Shanahan (Heerrufer) hervorragend besetzt. Mit dem Chor des Theaters St. Gallen und dem Theaterchor Winterthur steht ein grosses Aufgebot auf der Bühne – beziehungsweise für das Prunkstück des Hochzeitsmarsches leider nur hinter der Bühne. Markig meistern die Mannen das Stimmengewirr der Einwüfe, das nicht gerade zum Besten der Komposition gehört, imposant steigern sich die Klangblöcke der grossen Ensembles. Otto Tausk hat das Geschehen fest im Griff, und das Orchester ist auf der Höhe der Leidenschaftsdramatik, die er zügig angeht, und die Grals Höhen und Sehnsuchtsklänge werden fein ausgespielt, aber nicht ausgebadet. Szenisch wie musikalisch war – die Rede ist hier von der zweiten Aufführung – der mit zwei Pausen viereinhalb Stunden lange Abend von fesselnder Kürze. *Herbert Büttiker*

Weitere Vorstellungen am 4. und 27. November, am 3. Dezember und 7. Januar.

Neues aus dem Nachlass

LITERATUR «Wir ahnen: Da wäre noch viel gekommen»: Ein Projekt macht Unveröffentlichtes von Fritz Zorn und Mani Matter zugänglich.

Unter dem Motto «Schätze heben» fördert das Migros-Kulturprozent zum zweiten Mal Literaturprojekte, die Unveröffentlichtes zugänglich machen: Je 20 000 Franken erhalten die Herausgeber der weitgehend unbekanntem literarischen Nachlässe von Fritz Zorn und Mani Matter.

Der autobiografische Roman «Mars» war 1977 eine Sensation. Darin gab der krebserkrankte Federico Angst unter dem Pseudonym Fritz Zorn dem gutbürgerlichen, gefühlskalten Milieu, in dem er aufwuchs, und mithin der ganzen Gesellschaft die Schuld an seiner Krebserkrankung. Den Tumor in seinem Hals deutete er als «verschluckte Tränen».

Bisher hielt man dieses existenziell wichtige Werk für singular, zumal Angst vor genau 40 Jahren mit 32 starb und im Buch behauptete, er habe alle früheren Notate vernichtet. Nun durfte Diego León-Villagrà mit Genehmigung von Angsts Familie dessen nachgelassene Schriften sichten.

Was er fand, sei «ganz anders» als der wutdurchtränkte «Mars», berichtet León-Villagrà in einem Bericht zuhanden des Kulturprozents. «Hier arbeitete Angst mit doppeltem Boden, kleidete seine Depression in das Gewand absurden, kafkaesken Humors, in dem das Schreiben selbst zum Spiel wird». Mit dem Förderbeitrag wird der Germanist den Nachlass nun erforschen und allenfalls publizieren.

Schon sehr viel weiter ist das zweite Herausgeberprojekt gediehen, welches das Migros-Kulturprozent nun auszeichnet: «Was kann einer allein gegen Zen Buddhisten? Erzähltes, Philosophisches, Gedichte und Dramatik von Mani Matter» erscheint am 15. November und zeigt, was manche nicht wissen: dass der Begriff «Chansonnier» für Matter viel zu eng geffren ist.

44 Jahre nach Matters Tod mit 36 liegt zum Beispiel erstmals das Stück «Der Unfall» vor, ein Libretto für den Komponisten Jürg Wytenbach – laut Herausgeber «ein Kleinod». Die Liste der am Projekt Beteiligten liest sich wie das Who's who der Berner Gegenwartsliteratur: Guy Krneta, Raphael Urweider, Benjamin Schindler, Jürg Halter, Pedro Lenz, Lukas Bärfuss und Meret Matter.

Guy Krneta über Matters gehobene Schätze: «Es bleibt das Staunen und der Respekt, was alles sich in diesem jungen Kopf zutrug, wie ausgereift manche Sätze wirken und um was für einen Autor wir betrogen wurden, der gerade erst im Werden war. Wir ahnen: Da wäre noch viel gekommen, da hätte sich einer eingemischt und zu Wort gemeldet.» *sda*

In Kürze

PHOTOBASTEI Der andere Blick auf die Stadt

Die Photobastei in Zürich widmet dem deutschen Fotografen Peter Bialobrzeski die erste Werkübersicht in der Schweiz. «The City» enthält Auszüge aus zehn Werkgruppen. Die Ausstellung dauert bis 15. Januar. *sda*



Ein wenig Augenzwinkern darf sein: Die vier Edelknaben haben eine tragende Aufgabe bekommen.